

„Die Ohrfeige war eine Befreiung“

SPIEGEL-Gespräch Mit ihrer Attacke auf Kanzler Kiesinger schrieb Beate Klarsfeld Geschichte, mit ihrem Mann Serge jagte sie NS-Täter. Nun veröffentlicht das Paar seine Memoiren.

Das Leben von **Beate** und **Serge Klarsfeld**, 76 und 80 Jahre alt, gleicht einem Agententhriller mit Schauplätzen zwischen Berlin und Paris, Lateinamerika und dem Nahen Osten. Zwei junge Menschen, eine 1939 in Berlin geborene Deutsche und ein 1935 in Bukarest geborener jüdischer Franzose, verfolgten Nazis – in zäher Kleinarbeit und mit dramatischen, manchmal illegalen Taten. Die Ohrfeige, die Beate Klarsfeld dem damaligen Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger auf dem CDU-Parteitag in Berlin am 7. November 1968 verpasste, weil dieser NSDAP-Mitglied gewesen war, ist einer der prägenden Momente der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte. Jetzt erscheinen die Erinnerungen der Klarsfelds auf Deutsch*.

SPIEGEL: Frau Klarsfeld, Herr Klarsfeld, Sie haben Ihren Kampf von Anfang an gemeinsam geführt. Und doch sind Sie ein ungewöhnliches Paar – eine Deutsche aus nichtjüdischer Familie, Tochter eines Wehrmachtsoldaten, und ein jüdischer Franzose, Sohn eines Holocaustopfers.

Serge Klarsfeld: Wir haben uns unserer Verantwortung gestellt, jeder auf seiner Seite. Beate kämpfte dafür, Deutschland und das Bild Deutschlands in der Welt zu verändern – zu einem Zeitpunkt, als in der

bundesdeutschen Gesellschaft noch viele ehemalige Nazis einflussreiche Positionen innehatten. Ich kämpfte dafür, dass Nazi-verbrecher, die Schuld an der Verschleppung und Ermordung der Juden in Frankreich trugen, vor Gericht kamen.

SPIEGEL: Frau Klarsfeld, Sie waren 21 Jahre alt, als Sie 1960 als Au-pair-Mädchen aus Berlin nach Paris kamen und den Studenten Serge kennenlernten. Was wussten Sie über die deutsche Vergangenheit?

Beate Klarsfeld: Politik und Geschichte waren mir vollkommen fremd. Ich wusste rein gar nichts, wie die meisten meiner Generation. Im Schulunterricht fand der Holocaust damals nicht statt.

* Beate und Serge Klarsfeld: „Erinnerungen“. Aus dem Französischen von Anna Schade, Andrea Stephani und Helmut Reuter. Piper Verlag, München; 624 Seiten; 28 Euro.

SPIEGEL: Sie blieben in Frankreich und heirateten 1963 in Paris. Wollten Sie nicht länger Deutsche sein?

Beate Klarsfeld: Im Gegenteil. Serge half mir, eine Deutsche mit Bewusstsein und Gewissen zu werden. Ohne die Begegnung mit ihm wäre diese Bewusstwerdung kaum möglich gewesen.

SPIEGEL: Und Sie, Herr Klarsfeld, als Sie diese junge Frau auf dem Bahnsteig einer Metro-Station ansprachen, schreckten Sie nicht zurück, als Sie hörten, dass sie Deutsche sei?

Serge Klarsfeld: Nein. Während ich heranwuchs, hatte ich die üblichen Vorurteile gegenüber Deutschland und den Deutschen. Das war normal, jeder hatte sie. Doch dann lernte ich, dass es auch ein anderes Deutschland gab. Das Deutschland des Geistes und des Widerstands, der Schriftsteller und Wissenschaftler im Exil. Schade übrigens, dass es keine deutsche Exilregierung gab. Mir wurde klar, dass man deutsche Schuld von Fall zu Fall beurteilen musste.

SPIEGEL: Sie hatten als Achtjähriger in Nizza miterlebt, wie deutsche Polizisten Ihren Vater abführten. Sie haben ihn nie wiedergesehen.

Serge Klarsfeld: Meine Eltern lehrten mich keinen Deutschen Hass. Als mitteleuropäische Juden aus wohlhabenden und gebildeten Familien kannten sie Deutschland vor 1933 sehr gut.

Beate Klarsfeld: Bei uns zu Hause herrschte in den harten Nachkriegsjahren eine Grundstimmung von Traurigkeit. Serge war es, der mir sagte: Sei stolz, Deutsche zu sein! Und das war ich, lange bevor dieser Slogan in Gebrauch kam.

Serge Klarsfeld: Ich hätte keine Nichtjüdin heiraten wollen, um dann zu versuchen, aus ihr eine Jüdin zu machen. Ich bin einer deutschen Frau begegnet, ich habe mich in eine Deutsche verliebt.

SPIEGEL: Was bedeutet es für Sie, Jude zu sein?

Serge Klarsfeld: Meine Eltern waren nicht religiös, meine Mutter beachtete gerade mal Jom Kippur und das Pessachfest, mehr nicht. Ich selbst bin nicht gläubig und kenne mich im jüdischen Schrifttum nicht aus. Ich habe mit Gott oder vielmehr der praktizierten Religion gebrochen, nachdem mein Vater 1945 nicht aus Auschwitz zurückgekommen war. Als kleiner Junge fand ich die katholische Messe und die Kirchen sehr schön. Ich war sogar Messdiener, damit ließ sich unsere Herkunft nach 1943 im Versteck in der französischen Provinz tarnen. Meine jüdische Identität hat sich über die Schoah herausgebildet.

SPIEGEL: Das einschneidende Erlebnis für Sie war der erste Besuch in Auschwitz 1965.

Serge Klarsfeld: Damals reiste noch fast niemand aus dem Westen zur Gedenkstätte nach Auschwitz und Birkenau. Ich fand in den Verzeichnissen die Häftlingsnummer meines Vaters: 159683, angekommen Ende Oktober 1943, vergast nach Zwangsarbeit im August 1944. Da begriff ich, dass ich einer besonderen Kategorie von Menschen angehörte, den Juden, deren Staat Israel nach der schlimmsten Bedrohung in der Geschichte ihres Volkes und 19 Jahrhunderte nach der Zerstörung des Tempels in

protestierten in Deutschland gegen seine Wahl: Günter Grass und Karl Jaspers.

SPIEGEL: Und in Paris beschloss eine junge, unbekannte Angestellte des Deutsch-Französischen Jugendwerks, auf ihre Weise zu protestieren.

Beate Klarsfeld: Hannah Arendt hatte über den Eichmann-Prozess in Jerusalem von der „Banalität des Bösen“ berichtet. Für mich verkörperte Kiesinger die Respektabilität des Bösen. Ein scheinbar untadeliger Mann, der die älteren Deutschen in Sicherheit wiegte, während Brandt sie eher verstörte. Meine erste Widerstandstat wurde eine öffentliche Erklärung, ein Anruf des Gewissens an ein Land ohne Gewissen.

SPIEGEL: Sie veröffentlichten in der linken Zeitung „Combat“, die aus dem Geist der Résistance hervorgegangen war, drei Kolumnen gegen Kanzler Kiesinger.

Beate Klarsfeld: Die erste erschien im Januar 1967 am Tag seines Staatsbesuchs in Paris, nach der dritten im Juli desselben Jahres wurde ich vom Jugendwerk fristlos entlassen.

Serge Klarsfeld: Wie eine Diebin!

Beate Klarsfeld: Das war der Wendepunkt in unserem Leben. Wir wollten kämpfen, mit vollem Einsatz, ohne Rücksicht auf persönliche Verluste. In diesem Augenblick erinnerte sich Serge an seinen Vater, der bei seiner Ankunft in Auschwitz, als er aus dem Zug stieg, von einem Aufseher geschlagen worden war und zurückgeschlagen hatte. Das hatte ein überlebender Mithäftling der Familie berichtet.

Serge Klarsfeld: Wir durften nicht zurückweichen. Beate durfte sich nicht entschuldigen oder sich von ihrem Artikel distanzieren, wozu man ihr riet. Wie hätte ich es hinnehmen können, dass sie ihre Stelle verlor, weil sie in Frankreich die Wahrheit über einen Nazi gesagt hatte? Das wäre eine Kapitulation gewesen. Wir klagten vor Gericht

auf WiederEinstellung, aber der Rechtsweg war aussichtslos.

SPIEGEL: Deshalb trugen Sie Ihren Kampf in die politische Öffentlichkeit?

Serge Klarsfeld: Unsere Entscheidung stand fest. Beate entwickelte eine unglaubliche Energie. Das mochte ich an ihr am meisten. Energie war für mich immer einer der wichtigsten Vorzüge einer Frau, neben Vernunft und Verlässlichkeit. Was immer Beate anpackt, tut sie bewusst, klug und mit kühlem Kopf.

SPIEGEL: Wirklich? Wie kamen Sie denn auf die Idee, Kiesinger öffentlich zu ohrfeigen? Ein tätlicher Angriff auf einen von Leibwächtern geschützten Bundeskanzler,



Ehepaar Klarsfeld

„Unerbittlicher Wille zur Erinnerung“

Jerusalem wiedererstanden war. Es war gewissermaßen meine Bekehrung. Ich musste Verantwortung übernehmen. Dem Willen der Nazis zur Vernichtung setzte ich meinen unerbittlichen Willen zur genauen Erinnerung entgegen.

Beate Klarsfeld: Ich arbeitete seit 1964 als Sekretärin im Deutsch-Französischen Jugendwerk in Paris. Ich bewunderte Willy Brandt und war seinetwegen der SPD beigetreten. Dass nicht der Exilant und Widerstandskämpfer Brandt, sondern der ehemalige Nazipropagandist Kurt Georg Kiesinger 1966 ins Bonner Kanzleramt eingezogen war, erfüllte mich mit Empörung. Ein großer Schriftsteller und ein großer Philosoph

ERIC GARAUIT / PASCOANDCO / DER SPIEGEL

eine straffbare Handlung und oben-
drein ein fragwürdiges Mittel, das
die gute Sache hätte diskreditieren
können.

Beate Klarsfeld: Wir versuchten zu-
nächst, Kiesinger die Maske mithil-
fe der historischen Wahrheit vom
Gesicht zu reißen. Serge trug Un-
terlagen über Kiesingers Nazikar-
riere zusammen, er reiste 1967 so-
gar nach Ostberlin, um Akten aus
dem Deutschen Zentralarchiv in
Potsdam einzusehen.

Serge Klarsfeld: Frankreich und die
DDR unterhielten keine diploma-
tischen Beziehungen. Ich wusste
nicht, ob ich Argwohn erregen wür-
de, deshalb informierte ich vorab
einen Bekannten im französischen
Verteidigungsministerium über mei-
nen Plan. Wir bekamen keine Sche-
rereien von französischer Seite, nie-
mand setzte uns unter Druck.

SPIEGEL: Die DDR-Regierung war
natürlich gern behilflich im Kalten
Krieg gegen den Klassenfeind?

Beate Klarsfeld: Serge kam mit einer
dicken Mappe voll Fotokopien zu-
rück. Ich wertete das Material aus
und verfasste zwei Broschüren:
„Die Wahrheit über Kurt Georg Kie-
singer“ und „K. oder der subtile Fa-
schismus“. Wir verschickten sie an
Abgeordnete, an Journalisten, ich
hielt Vorträge vor Studenten, die
Protestbewegung war ja schon voll
in Gang – es gab praktisch keine
Reaktionen.

Serge Klarsfeld: In Frankreich ein
bisschen, in Deutschland nahezu
null. Da galt es, das mafiöse
Schweigen der alten NS-Kreise zu
durchbrechen.

Beate Klarsfeld: Mir wurde klar, dass
die Wahrheit nur Wirkung erzielen
würde, wenn sie mit spektakulären,
in ihrem symbolischen Sinn unmit-
telbar verständlichen Aktionen ein-
herginge. Die Studenten und die Apo, die
außerparlamentarische Opposition, vor
allem auch die Mitglieder der legendären
Kommune 1 um Fritz Teufel und Rainer
Langhans in Berlin, ließen sich solche Pro-
vokationen einfallen. Ich musste diese Vor-
gehensweise an Kiesinger ausprobieren.

SPIEGEL: Kiesinger war im Entnazifizie-
rungsverfahren nach dem Krieg als Mit-
läufer eingestuft und im Berufungsverfahren
sogar entlastet worden. Nazijäger in-
teressierten sich nicht für ihn.

Beate Klarsfeld: Er war seit 1933 NSDAP-
Mitglied gewesen. Ab 1940 arbeitete er in
der rundfunkpolitischen Abteilung des
Auswärtigen Amts. Im November 1944
wurde er Goebbels für das Propaganda-
ministerium empfohlen. Er wusste mit
Sicherheit einiges über die Judenvernich-



Aktivisten Klarsfeld um 1970
„Ein Beitrag zum Sieg des Guten“



Demonstrantin Klarsfeld 1980 in Köln
„Nach Gerechtigkeit gesucht“

ung. Er war kein Vollstrecker. Aber der-
jenige, der verleumderische Hetzpropa-
ganda verbreitet und dadurch der Auslö-
schung den Boden bereitet, trägt mindes-
tens ebenso große Verantwortung.

Serge Klarsfeld: Wer Verbrechen gegen die
Menschheit initiiert und deckt, ist ebenso
schuldig wie derjenige, der sie ausführt.
Kiesinger war im persönlichen Auftreten
und Umgang kein abstoßender Mensch.
Er hatte mal einen Cockerspaniel vor dem
Ertrinken im Bodensee gerettet. Wir be-
saßen auch einen Cockerspaniel. Nur ist
das Ganze keine Frage von Sympathie. Es
gibt sympathische Menschen, die Schlech-
tes tun, und unsympathische Menschen,
die Gutes tun.

SPIEGEL: Sie hatten die Ohrfeige lange im
Voraus öffentlich angekündigt. Damit gin-

gen Sie ein beträchtliches Risiko
ein. Der Vorsatz zum Attentat war
unverkennbar. Ein Fall für den Ver-
fassungsschutz.

Beate Klarsfeld: Ich hatte mein Wort
auf einem Studentenkongress im
Mai 1968 in Berlin gegeben, in An-
wesenheit von Günter Grass und
anderen bedeutenden Intellektuel-
len. Überall aus dem Saal kamen
Zurufe: naiv! Blödsinn! Traust dich
ja doch nicht! Leere Versprechun-
gen! Grass rührte sich nicht. Ich hat-
te ihn einige Tage vorher zu Hause
aufgesucht, um ihn als Redner für
den Kongress zu gewinnen. Er riet
mir, viel Deutsch zu lesen, sonst
käme ich aus der Übung, meine
Sprache sei schon sehr französisch
gefärbt. Das missfiel ihm.

SPIEGEL: Wie war Ihre Reaktion, als
Sie erfuhren, dass er als junger
Mann in der Waffen-SS war?

Beate Klarsfeld: Das späte Bekenntnis
berührte mich sehr. Er hätte keinen
Grund gehabt, es zu verschweigen.
Wahrscheinlich aus Scham. Für mich
bleibt er aber einer von denen, die
am meisten dafür getan haben, dass
Deutschland sich nach dem Krieg
zum Besseren verändert hat.

Serge Klarsfeld: Nachdem Beate die
Ohrfeige angekündigt hatte, kamen
wir rasch zu dem Schluss, dass die
Tat in Westberlin geschehen müsse.
Wegen des besonderen Viernäch-
testatus der Stadt würde sie dort
die günstigsten Aussichten haben,
mit einer glimpflichen Strafe da-
vonzukommen. So hofften wir je-
denfalls. Wir hatten ein kleines
Kind. Beate war durch ihre Heirat
französische Staatsbürgerin gewor-
den, und es gab einen französischen
Stadtkommandanten in Westberlin.
Es war der beste Ort. Der CDU-
Parteitag im November 1968 bot die
Gelegenheit.

SPIEGEL: Hatten Sie keine Angst?

Beate Klarsfeld: Nicht vor der Tat selbst, son-
dern davor zu versagen. Es war schwierig,
nahe genug an Kiesinger heranzukommen.

Serge Klarsfeld: Du hättest dein Leben ver-
lieren können!

Beate Klarsfeld: Ja, die Personenschützer
hätten auf mich schießen können. Das wur-
de mir erst später klar. Ich stand hinter
Kiesinger, er saß vor mir am Tisch neben
den anderen Parteigrößen auf dem Podium
und verdeckte mich. Ich hatte, als Journa-
listin getarnt, einen Ordner überredet,
mich hinter den Stühlen mit der Promi-
nenz entlang auf die andere Seite der Kon-
gresshalle gehen zu lassen. Kiesinger spür-
te, dass da jemand in seinem Rücken war,
und drehte den Kopf ein wenig in meine
Richtung. Das war der Moment. Ich schrie,

so laut ich konnte: „Nazi! Nazi!“, und schlug ihm die Hand mit aller Kraft ins Gesicht. Das Ergebnis ließ sich sehen, er trug hinterher eine Sonnenbrille. Als ich weggezerrt wurde, hörte ich noch, wie er fragte: „War das die Klarsfeld?“ Er wusste, wer seine Nemesis war. Ich hatte einen Fotografen vom „Stern“ informiert, er hätte den entscheidenden Augenblick fast verfehlt, weil er den Bruchteil einer Sekunde zu spät auf den Auslöser drückte.

Serge Klarsfeld: Das Foto ist trotzdem sehr gut geworden. Ich hatte die Aktion in Paris abgewartet und war total aus dem Häuschen, dass Beate es geschafft hatte. Noch am selben Nachmittag nahm ich das Flugzeug nach Berlin. Der Kapitän der Air-France-Maschine begrüßte mich an Bord als den Ehemann der Frau, die den Kanzler geohrfeigt hatte. So fühlt sich augenblickliche Berühmtheit an.

Beate Klarsfeld: Mein Prozess fand noch am selben Tag statt, und der Richter machte kurzen Prozess mit mir: ein Jahr Gefängnis ohne Bewährung. Doch die Taktik, die Serge sich ausgedacht hatte, funktionierte. Ich drohte, den Kommandanten des französischen Sektors in Berlin einzuschalten und ihn um Schutz zu bitten. Der Richter geriet in Verlegenheit und setzte den Vollzug der Freiheitsstrafe aus. Viele Jahre später besuchte mich seine Enkeltochter, eine Schülerin, und erzählte mir, ihr Großvater habe sich von der politischen Dimension des Falls völlig überfordert gefühlt.

Serge Klarsfeld: Diese Ohrfeige war die Ohrfeige einer Tochter für den Vater. Sie drückte symbolisch die Abrechnung der deutschen Jugend mit der Vätergeneration aus. Ein Akt der Befreiung!

SPIEGEL: Sie waren mit einem Schlag eine Heldin der Protestbewegung geworden. Die Ohrfeige ging in die Geschichte der Bundesrepublik ein.

Beate Klarsfeld: Es war unmöglich, mich als Hysterikerin oder Fanatikerin abzutun, wie es rechte Kreise versuchten.

Serge Klarsfeld: Ich behaupte sogar, dass die Ohrfeige die Bundesrepublik verändert hat. Sie wirkte wie ein neuer Gründungsakt und setzte eine Zäsur im Umgang mit der deutschen Geschichte. Sie trug dazu bei, dass Willy Brandt im Jahr darauf zum Kanzler gewählt wurde. Sein Kniefall 1970 vor dem Mahnmal des Warschauer Gettos vollendete in unserem Sinn das, was Beate zwei Jahre zuvor angestoßen hatte.

Beate Klarsfeld: Ich war überzeugt, einen spürbaren Beitrag zum Sieg des Guten und des Fortschritts geleistet zu haben. Hätte Kiesinger die Bundestagswahl im September 1969 gewonnen – ich weiß nicht, ob ich die Kraft gehabt hätte weiterzumachen. Zwei Tage nach der Ohrfeige erhielt ich zu Hause in Paris völlig überraschend einen Strauß roter Rosen mit der Karte: „Danke. Heinrich Böll.“

SPIEGEL: Die Ohrfeige war ein Anfang, kein Ende Ihres Kampfs. Aus dem Ehepaar Klarsfeld wurden die berühmtesten Nazijäger nach Simon Wiesenthal.

Serge Klarsfeld: Ich bin nicht nur Nazijäger, vor allem wollte ich den 76 000 aus Frankreich deportierten Juden ihren Namen und ihr Gesicht zurückgeben, sie aus Nacht und Nebel herausziehen. Das sind wir den Toten schuldig. Mein Handeln wurde nicht von Rache geleitet. Ich habe intensiv nach Gerechtigkeit gesucht, und ich habe zur historischen Wahrheit beigetragen.

Beate Klarsfeld: Die Figur, die ich verkörperte, die Rolle, die ich spielte, war viel größer als ich. Ist einmal der Anfang gemacht, stellen die Taten die Weichen des Lebens. Wir wollten zuerst die deutschen Verantwortlichen der Judenverfolgung in Frankreich vor Gericht bringen und in einem zweiten Akt dann auch die französischen Kollaborateure des Besatzungsregimes, die ihnen Handlangerdienste geleistet hatten.

SPIEGEL: Sie spürten Kurt Lischka, den ehemaligen Gestapo-Chef von Paris, in Köln auf, wo er straffrei lebte. Und Sie machten Klaus Barbie, den sogenannten Schlächter von Lyon, in Frankreich der Inbegriff des NS-Verbrechers, in Bolivien ausfindig. Sie versuchten sogar, beide zu entführen – illegale Akte im Dienst der Gerechtigkeit?

Serge Klarsfeld: Das war ziemlich amateurhaft. Im Fall Lischka wollten wir der deutschen Justiz klarmachen, dass wir zu illegalen Aktionen entschlossen waren, wenn sie ihre Aufgabe nicht erfüllen würde. Aufsehenerregende gesetzwidrige Handlungen schienen gerechtfertigt, um deutlich zu machen, dass unser Protest und unser Appell an die Justiz legitim waren.

Beate Klarsfeld: Es gehörte zu unserer Strategie, uns absichtlich festnehmen zu lassen, kafkaeske Situationen zu schaffen, den Skandal durch einen selbst verursachten Skandal anzuprangern. Wir saßen beide nacheinander kurze Zeit in Köln im Gefängnis.

Serge Klarsfeld: Der Direktor der Haftanstalt empfing mich wie einen VIP-Gast und versicherte mir, dass er sich freue, nach meiner Frau nun auch mich begrüßen zu dürfen.

SPIEGEL: Wären Sie so weit gegangen, NS-Täter wie Barbie, Lischka und Alois Brunner zu ermorden, wenn Sie ihrer nicht habhaft werden konnten?

Serge Klarsfeld: Man tötet einen Menschen nicht ungestraft, selbst wenn er schwerster Verbrechen schuldig ist. Wir wollten nie mehr als symbolische Gewalt ausüben und notfalls damit Gewalt gegen uns selbst provozieren.



Serge, Beate Klarsfeld beim SPIEGEL-Gespräch*
„Die Geschichte ist unvorhersehbar“

Beate Klarsfeld: Die Jagd auf Barbie in Lateinamerika dauerte viele Jahre, bis er endlich ausgewiesen wurde. Man hat uns später manchmal gefragt: Wieso habt ihr ihn nicht auf der Straße in La Paz erschossen? Unsere Aufgabe war es aber, die Justiz zur Verurteilung dieser Verbrecher zu drängen, nicht, persönlich mit ihnen abzurechnen.

Serge Klarsfeld: Auch die französische Öffentlichkeit musste über die Mittäterschaft der Vichy-Behörden erst aufgeklärt werden. Der geeignete Ort, die Erinnerung wiederzuerwecken und die gerechte Strafe zu verhängen, ist das Gericht in einem demokratischen Rechtsstaat. Hohe Funktionäre des Vichy-Regimes, die sich im Frankreich der Nachkriegszeit rehabilitiert fühlen konnten, wurden aufgrund unserer Hartnäckigkeit wegen Verbrechen gegen die Menschheit angeklagt. Unser langer Kampf hat auch die französische Erinnerung an Vichy und an die französische Mitschuld verändert.

SPIEGEL: Sie sind inzwischen vielfach geehrt worden. Ist die Erinnerung eine Aufgabe, die irgendwann abgeschlossen werden kann?

Serge Klarsfeld: Die Geschichte ist unvorhersehbar. Sie liegt nie endgültig hinter uns. Die Arbeit an ihr liegt immer vor uns. Hat der Front National die Chance, in Frankreich an die Macht zu kommen? Wie entwickelt sich ein neuer französischer Antisemitismus, der Teile der extremen Rechten und der extremen Linken eint? Die Frage nach der Zukunft Europas beunruhigt mich. Es gibt immer noch Grund genug, Alarm zu schlagen.

Beate Klarsfeld: Diese Zukunft ist ungeschrieben. Wird es ein rechtspopulistisches Europa sein, eine fremdenfeindliche Zitadelle mit Außenmauern? Oder werden wir Mittel und Wege finden, die Zuwanderer zu integrieren und zugleich unsere europäische Lebensart und unsere Werte zu erhalten? Es gibt angesichts der Geschichte kein Pensionärsdasein.

SPIEGEL: Frau Klarsfeld, Herr Klarsfeld, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit dem Redakteur Romain Leick in Paris.